

Meiner Familie

© 2017 Karl Leitner
3. Auflage

Herausgeber: Karl Leitner

Autorin: Maria Leitner

Umschlaggestaltung, Illustration: Birgit Dober/ Karl Leitner
Lektorat, Korrektorat: Birgit Dober

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
ISBN: 978-3-99057-958-9 (Paperback)
ISBN: 978-3-99057-959-6 (Hardcover)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Maria Leitner

**„Das war halt manchmal auch
ein hartes Leben“**

Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend
am Bergbauernhof

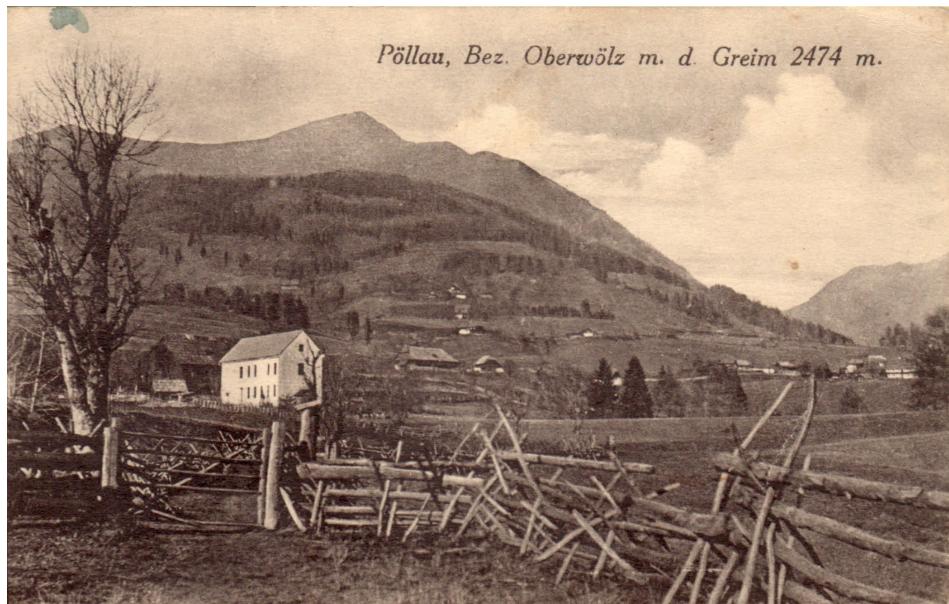
Pöllau am Greim, 2009

Inhaltsverzeichnis

KINDHEITSERINNERUNGEN	
Erste eigene Erinnerungen	9
Großmutter	9
Großvater	17
Mein Geburtshaus	28
Einleger	33
Bettler, Hausierer und Wanderhandwerker	34
SCHULZEIT VOR UND WÄHREND DES ZWEITEN WELTKRIEGS	
Zwischen Arbeit und Schule	40
Sport und Spiel	42
Onkel Franz	52
Tausch der Betriebe	56
Handarbeitsunterricht	61
Mein letztes Schuljahr	63
Krankenpflege	64
DER KRIEG GEHT ZU ENDE	
Letzte Kriegswochen und Kriegsende	68
Kriegs- und Nachkriegswirtschaft	73
Dankwallfahrt und Jugendtreffen	76
Weiterbildung	79
Sanierungsarbeiten am Geburtshaus	84
Wirtschaftliche Absicherung und Versorgung im Alter	88
LANDWIRTSCHAFT UND VIEHZUCHT	
Versorgung der Tiere	89
Tierkrankheiten	94
Milchwirtschaft	96
Nutztierhaltung am Hof	104
Einnahmen der Bäuerinnen	112
Wiesenmähen	114
Fruchtfolgewirtschaft	120
Streuarbeiten und Hiefelstecken	122
Obsternte und Schnapsbrennen	124
Laubzusammenrechen	128

Drescharbeiten	130
Ölgewinnung aus Leinsamen	136
Flachsverarbeitung	138
Wäschewaschen	144
Waldarbeit	146
Brennholzrichten	148
Holzkohleherstellung	149
 FREIZEIT, FEST- UND FEIERTAGE	
Kindstaufen	150
Firmung	152
Hochzeiten	154
Sterbefälle und Begräbnisse	161
Österliches Weihkorbtragen	162
„Geschlossene Zeiten“- Advent und Weihnachten	164
Feiertage	176
Hofrechtaufmachen	177
Freizeitbeschäftigungen	180
 SOMMER AUF DER ALM	
Arbeitsteilung	182
„Ausschrein“	183
Almauftrieb	184
Unterbringung	187
Die Aufgaben eines Halters	188
Großonkel Stefan	189
Stiere	191
Der Katastrophensommer 1954	192
Übernahme der Almbetreuung	193
 BETRIEBLICHER WANDEL UND EIGENE EXISTENZGRÜNDUNG	
Zukunftspläne	211
Stallneubau	213
Mithilfe im Haushalt einer Cousine	220
Private Weichenstellungen	221
Einschneidende Veränderungen und Existenzgründung	225
Ehe und Familie	230
Erinnerungen an meinen Mann	244
 NACHWORT	246

Pöllau, Bez. Oberwölz m. d. Greim 2474 m.



Pöllau am Greim zu meiner Schulzeit

KINDHEITSERINNERUNGEN

Erste eigene Erinnerungen

Ich bin am 8. Jänner 1927 in Pöllau am Greim 39 als erstes von fünf Geschwistern zur Welt gekommen. Die Geburtsjahre meiner zwei Schwestern waren 1928 und 1938, die meiner Brüder 1929 und 1941. Meine erste Erinnerung in meinem Leben reicht zurück, als ich zwei Jahre und acht Monate alt war, als mein Bruder Michael zur Welt kam. Ich war mit Großvater im Stall. Auf einmal sagte er, „jetzt gehen wir ins Haus hinein, es ist ein kleines Popperle gekommen.“ Da lag meine Mami im Bett und neben ihr das kleine Kindlein. Woher das Kindlein kam, darüber wurde bei uns daheim gar nicht gesprochen.

Eine Hebamme wurde damals in den seltensten Fällen geholt. Die Hebamme wohnte fünf Kilometer entfernt im Dorf drunter und musste zu Fuß auf den Berg hinauf. Es gab ja keine Straße, nur einen steilen, schmalen Karrenweg und zur Abkürzung einen steilen Fußsteig. Die Straße wurde erst nach dem Krieg gebaut. So wurde zur Geburtshilfe eine geschickte Frau aus der näheren Umgebung geholt. In diesem Fall war es die Nachbarin. Da hat man mir halt gesagt, die „Wallnermutter“ hätte das Kindlein gebracht. Meine Mutter wohnte damals noch daheim bei ihren Eltern. Meine Großeltern, die ich immer sehr schätzte und liebte, waren Bauersleute. Weil ich meine Großeltern so gern hatte, konnte ich, was meine Mutter betrifft, nie eine Eifersucht meinen jüngeren Geschwistern gegenüber empfinden.

Großmutter

Meine Großmutter war eine nicht gar so große, schlanke Frau mit viel Energie und gut bei Fuß. Auf uns Kinder redete sie immer ein: „Geht's schea schnöll, tuat's schea schnöll, langsamer werd's eh, wonn's alt werd's.“ Ja, Großmutter habe ich viel zu verdanken, viele ihrer Ratschläge habe ich befolgt und auch dringend gebraucht.

Sie hatte zwei ledige Kinder. Der Vater vom ersten, einem Buben, ist an einer Krankheit gestorben. Der Vater vom zweiten, einem Mädchen, ist im Ersten Weltkrieg gefallen. Dann lernte sie meinen Großvater kennen, da kam halt bald wieder ein Mädchen, meine Mutter, zur Welt.



Urgroßmutter mit Kindern beim Begräbnis ihrer jüngsten Tochter
Ludmilla (Milla), Anfang 20. Jhd.

hintere Reihe: Justl, Thresl, Rosl und Liesl (v.l.n.r.)

vordere Reihe: Toni, Urgroßmutter und Maria (Großmutter mütterlicherseits)

Großmutter war eine Tochter von einem gut situierten Bauernhof. Sie hatte fünf Schwestern und einen Bruder. Als ihr Bruder den Hof übernahm und heiratete, musste auch meine Großmutter in den Dienst. Warum meine Großmutter damals Großvater noch nicht heiraten konnte, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich hatte auch er noch nicht übernommen gehabt und es waren noch seine Geschwister am Betrieb.

Das jüngste Kind hatte die Großmutter mit im Dienst. Das Mädchen, Katharina, blieb bei ihrer Mutter zurück und der Bub Peter kam zu den Schwiegereltern ihres Bruders. Es wird meiner Großmutter sicher nicht leicht gefallen sein, die kleinen Kinder zurückzulassen.

Dem Mädchen Katharina wird's bei ihrer Großmutter ja nicht so schlecht gegangen sein, aber auch sie musste schon sehr jung in den Dienst. Dem Buben Peter ist es, wie er dann später erzählte, ganz und gar nicht gut gegangen. Früh musste er schon Arbeiten verrichten, denen er noch gar nicht gewachsen war. Wie ich so als Kind mitbekommen habe, hatten die beiden zu ihrer Mutter und meiner Großmutter nie eine richtige Mutterbeziehung. Obwohl sie schon ab und zu auf Besuch kamen, wurde mit Vorwürfen nicht gespart. Da ist mir dann immer mehr bewusst geworden, was es heißt, wenn Kinder nicht bei den Eltern aufwachsen können.

Natürlich haben größere Bauern solche Kinder gern genommen, waren sie doch billige Arbeitskräfte. Mit dem zur Schule gehen wurde es damals nicht so genau genommen. So mussten gerade Ziehkinder oft daheim bleiben, um bei der Arbeit mitzuhelfen. Dass diese dann mit dem Lernen nicht so mitkamen, war verständlich.

Mein Onkel Peter hat sich dann frühzeitig als Schwellenhacker und Sägearbeiter selbstständig gemacht. Aufgrund seines Geburtsjahres 1896 musste er, wie auch mein Vater, in beiden Weltkriegen einrücken.

1938 kam meine jüngere Schwester Anna zur Welt. In diesem Jahr erkrankte auch meine Großmutter an einer schweren Lungenentzündung, so schwer, dass niemand mehr an eine Genesung glaubte. Es war wie ein Wunder, sie hatte sich von dieser schweren Krankheit nochmals derfangen. Großmutter war immer dagegen, einen Arzt zu holen. Wenn sie darauf angesprochen oder dazu gedrängt wurde, sagte sie immer: „Wollt ihr mich weg haben?“ Sie meinte nur: „Fest doktern und Tee trinken“. Ob bei dieser schweren Krankheit jemals ein Arzt kam, ist mir nicht bekannt, wir Kinder waren ja in der Schule. Ich kann mich nur gut erinnern, dass bei der Pflege alle



Onkel Franz und Schwester Rosa,
spätere Schwester Werenfrieda,
Ende der Dreißiger-, Anfang der Vierzigerjahre

(Hintergrund: rechts Aufgang zur Zeughütte,
links altes Stallgebäude)

zusammen halfen. Meine Mutter hatte das Glück, dass ihre Schwiegermutter, obwohl auch schon über achtzig Jahre, doch noch ziemlich fit war. So konnte sie jeden Tag kommen, die Großmutter betreuen.



Meine Großeltern, meine Mutter, ich und meine Schwester Rosa,
Binder Sepp und Wilhelm,
ungefähr 1930

Mit der Heirat meiner Eltern im Jahr 1937 ist meine Mutter nämlich zum nahe gelegenen Anwesen meines Vaters gezogen, hat aber nur den Bruder Michael mitgenommen. Ich und meine Schwester Rosa sind bei den Großeltern und Onkel Franz geblieben. Davon wird aber später noch die Rede sein.

Auch Onkel Franz zeigte gutes Geschick im Betreuen eines kranken Menschen. Weil die Krankheit meiner Großmutter so schwer war, brauchte sie rund um die Uhr Pflege und Aufsicht. Einige Frauen aus der Nachbarschaft waren bereit, bei der Pflege zu helfen, sprachen sich ab und kamen abwechselnd. Von einer Überstellung in ein Krankenhaus wurde in so einem Fall gar nicht gesprochen, mir als Kind war davon jedenfalls nichts bekannt und meine Großmutter

wäre auf keinen Fall dazu zu bewegen gewesen. Ich kann mich nur gut erinnern, dass ihr die Frauen immer wieder Butterpflaster auf die Brust gelegt haben und ein Tuch darüber. Echte, selbst erzeugte Butter wurde auf ein reines Papier in der Größe von ungefähr fünf- und zwanzig mal fünfundzwanzig Zentimeter gestrichen und ein wenig Zucker draufgeschabt oder ein paar Tropfen Wacholderöl draufgetropft. Diese Pflaster wurden auf die Brust gelegt und von Zeit zu Zeit erneuert. Vom Zuschauen weiß ich, dass das Papier von den Pflastern ganz trocken war, als sie herunter genommen wurden. Dabei wurde gesprochen: „Wohl, wohl, es hat wieder alles aufgesaugt, wir können hoffen.“

Wenn Mutter zur Pflege von Großmutter kam, war auch unser Bruder Michael oft mit, der Großvater beim Tiere füttern half. Wenn es die Zeit erlaubte, blieb er zum Spielen. Wir drei spielten so gerne miteinander. Michael hatte große Freude an den Tieren und zeigte im Gegenzug weit weniger Interesse am Schuhe machen, dem Beruf meines Vaters.

Großmutter hielt viel auf Hausmittel und kannte auch zahlreiche. So schön langsam hatte sie sich von dieser schweren Krankheit erholt. Dass sie nicht mehr soviel arbeiten konnte, war zu verstehen.

Großmutter gebrauchte die Hausmittel auch für uns Kinder, wenn wir krank waren. Wenn wir Fieber hatten, mussten wir im Bett bleiben und bekamen einen Fieber- oder Lindenblütentee. Wir wurden gut zugedeckt und mussten eine Zeit lang schwitzen. Danach wurde die Bettwäsche gewechselt und nicht mehr soviel zugedeckt. Zum Bereiten von Fiebertee mischte sie Eibischblätter, Kardobenediktenkraut, Salbei und was weiß ich was noch alles. Allerdings war dieser Tee so grauslich, dass, wenn sie damit kam und ich ihn roch, es mir über dem Rücken hinunter gruselte. Da gab's kein Pardon, er musste getrunken werden, sie blieb solang stehen, bis das Häferl leer war. Zum Wegschütten hätte man keine Chance gehabt. Wenn wir uns weigerten zu trinken, sagte sie nur: „Das Unangenehme muss man mit dem Unangenehmen vertreiben.“

Gegen den Durst gab's Holunder- oder Preiselbeerwasser zu trinken, das war uns viel lieber. Hatten wir Halsweh, bekamen wir auf einem

Stück Würfelzucker einige Tropfen Wacholderöl oder ab und zu einen Löffel Rothollersulze pur oder auch warme Preiselbeeren. Diese Hausmittel, gleich im Anfangsstadium eingesetzt, halfen rasch und sicher. Dazu packte man uns den Hals warm ein.

Alle diese Krankheiten wie Grippe, Masern, Schafblattern und Mumps machten wir Kinder ohne Arzt durch, Tabletten kannten wir überhaupt keine. Wenn's gar arg wurde, ging jemand zum Arzt in seine Ordination, erklärte ihm genau den Krankheitsverlauf und dieser mischte eine Medizin, die löffelweise zum Einnehmen war. Ich glaube, bei Großmutters Lungenentzündung wird auch eine Medizin geholfen haben, denn vom Hausbesuch eines Arztes ist mir nichts in Erinnerung.

Hatten wir Kinder Bauchweh, was gar nicht so selten vorkam, kochte oder buk uns die Großmutter ein Kräuteromelett, eine „Kräuterstraubm“, wie sie sie nannte, und einen leichten Mischkaffee dazu. Für die Kräuterstraubm zerkleinerte sie getrockneten Majoran und Krauseminzeblätter, gab ein Ei, ein paar Löffel Milch oder Wasser, ein oder zwei Löffel Mehl, eine Prise Salz dazu, rührte dies zu einem Teigerl und buk es in einer Pfanne mit ganz wenig Butter auf beiden Seiten goldgelb. Alle anderen Speisen blieben weg, bis sich die Krankheit wieder gelegt hatte. Als Suppe kochte sie eine leichte Rahmsuppe mit Kümmel und zum Durstlöschen gab's Tee. Kräuterstraubm haben wir sehr gern gegessen. Der Kräutergeruch schmack sagte uns einfach zu.

Großmutters Gesundheitszustand hatte sich so weit gebessert, dass sie es sich nicht nehmen ließ, noch im selben Jahr an einer Wallfahrt teilzunehmen, welche auch heute noch jedes Jahr, wenn auch jetzt nicht mehr zur Gänze zu Fuß, um den 13. Oktober herum durchgeführt wird.

Weil dieser Wallfahrtsort, Maria Hilf am Mühlsteinboden bei St. Lambrecht, fünf Gehstunden von zuhause entfernt liegt, musste um drei Uhr Früh weggegangen werden. Am Wallfahrtsort wurde ein Gottesdienst gefeiert, hernach ausgiebig gerastet. Jeder Teilnehmer stärkte sich mit einer selbst mitgebrachten Jause. Neben der Kirche stand zu Großmutters Zeiten nur eine einfache Holzhütte, wo der

Besitzer der Kirche und des Hügels, auf dem sich die Kirche befindet, wenn's schon kaltes Wetter war, einen warmen Tee, ansonsten etwas Kaltes zum Trinken bereithielt.

Wie bei der Wallfahrt zur Kirche hin streckenweise gebetet wurde und wird, so wurde auch die Heimreise mit einem gemeinsamen Gebet von der Kirche weg begangen. Danach erneut der fünfstündige Fußmarsch, bis man spät am Abend wieder nach Hause kam. Das war eine gewaltige Leistung meiner Großmutter, nach dieser schweren Krankheit mit vierundsechzig Jahren.

Jetzt führt ein Güterweg auf dieses wunderschöne Berglein zum Kirchlein. Auch das Gebäude ist ausgebaut, damit zu solchen Anlässen reichhaltiger ausgeschenkt werden kann. Zudem ist dieser Ort ein wunderschönes Ausflugsziel mit herrlicher Fernsicht.

Ein Jahr darauf, 1939, erkrankte Großmutter wiederum. Diesmal wurde es schlimmer. Die Füße schwollen arg an, sie bekam nach und nach Herzanfälle, der ganze Kreislauf machte nimmer so richtig mit und sie kontrollierte ihre Füße selbst. „Ich habe die Wassersucht“, hat's damals geheißen. Sie meinte dazu, wenn man mit dem Finger auf die Geschwulst drücke und es bliebe eine Grube, dann helfe nichts mehr. So war es bei der Großmutter und deshalb war sie, und das in voller geistiger Frische, auf das Schlimmste gefasst. Bewusst traf sie so manche Anordnungen, sie wünschte sich einen Priester zum Empfang der heiligen Sakramente, Beichte, Kommunion, und Krankenölung. Bis zum Schluss war Großmutter bei vollem Bewusstsein. Am 17. Juli 1939 starb unsere geliebte Großmutter mütterlicherseits.

Mit dem Tod der Großmutter hat sich viel, viel geändert. Großvater hat den Besitz seinem Sohn, meinem Onkel Franz, übergeben. Mutter's Cousine Liesl zog mit den zwei Kindern weg und so blieben Großvater und Onkel mit uns zwei Schulfädeln übrig. Ich war ein bisschen über zwölf und meine Schwester Rosa knapp elf Jahre alt. Wir wurden von nun an noch mehr in die Arbeit eingebunden. Das Schweinefüttern wurde gänzlich mir übertragen. Das Melken beherrschte unser Onkel ausgezeichnet, doch auch ich musste es schön

langsam erlernen. Zum Glück wohnten meine Eltern so nahe, dass Mutter fast jeden Tag kommen, Nachschau halten und Anweisungen geben konnte bei den Hausarbeiten. Allmählich lernte sie uns das Kochen, es war aber keine Dauerlösung, wir mussten ja noch zur Schule gehen. Außerdem fiel dazumal viel mehr Arbeit an, da alles händisch getätigter werden musste. Ich denke da nur wieder an das Wäschewaschen als ein Beispiel von vielen, welch enorme Zeit und Kraft das in Anspruch nahm.

Großvater

Mein Großvater mütterlicherseits hieß Lorenz. Ein „Hurra“ war es für uns Kinder, wenn wir mit ihm auf die Alm mitgehen durften, zum Vieh nachschauen und Salz und Kraftfutter geben. Auf der Alm in der Nähe vom Vieh niedersitzen und Brot und Speck jausnen, das war ganz was Besonderes.

Unser Hauspferd hatte fast jedes Jahr ein Fohlen. Dieses wurde mit-
samt dem Jungen auch auf die Alm aufgetrieben. Schon deswegen
gingen wir gern mit, denn das Fohlen war unser Tierliebling. Auch
an eine Kuh kann ich mich so gut erinnern, deretwegen ich bitterlich
weinte, weil sie ihres Alters wegen verkauft werden musste. Ich
musste nämlich schon sehr früh beim Pflügen mit den Kühen fah-
ren, ich ging noch gar nicht in die Schule. Diese Kuh blieb immer
sofort stehen, wenn ich zu Boden fiel und wartete, bis ich wieder auf-
stand.

Es war der 10. August, der Lorenztag, ein heißer Sommertag. Weil
mein Großvater seinen Namenstag ein wenig feiern wollte, ent-
schloss er sich, mit uns Kindern eine Almpartie auf unseren Haus-
berg, den 2474 Meter hohen Greim, zu starten. Das war für uns Kin-
der wieder ein Freudentag. Bei dieser Gelegenheit hielt er wieder
Nachschau bei unseren Rindern und Pferden, welche auch auf dieser
Alm weideten. Den Aufstieg an diesem Tag habe ich nicht mehr so in
Erinnerung. Erinnern kann ich mich nur mehr ganz gut daran, dass
wir beim Gipfelkreuz ankamen und uns dort zum Rast machen und
jausnen niedersetzen. Da brannte die Sonne so heiß hernieder, dass



Lorenz Staber, mein Großvater mütterlicherseits,
als Soldat im Ersten Weltkrieg

wir zusammenpacken mussten und bei einem großen Stein ein wenig Schatten suchten. Das ist eine Seltenheit, wenn auf einem so hohen Berg nicht das leiseste Lüftchen weht. Das habe ich kein zweites Mal erlebt in meinem langen Leben, wo ich doch so oft auf den Gipfel gewandert bin, fast jedes Jahr einmal, so lang ich konnte. Leider kann ich jetzt nur mehr mit Sehnsucht hinaufschauen.



Großvater, meine Eltern und wir Kinder,
frühe Vierzigerjahre

Sogar wenn Großvater auf der Wassermühle Getreide mahlte, blieben wir Kinder nicht zurück. Dabei durften wir sogar in der Nacht mit. Geschlafen haben wir zu viert im breiten Strohbett. Das war sehr lustig.

Bei der hauseigenen Wassermühle war ein kleines Stüberl für den Müller zum Schlafen angebaut. Dies war bei allen Wassermühlen in der ganzen Umgebung so, denn das Mahlen erstreckte sich öfters im Jahr über mehrere Tage. Das waren die so genannten Mühlstüberl, die mit einem Strohbett, einem kleinen Tischchen, einem Hockerl

zum Sitzen, einem Holzstock, auf dem man zugleich sitzen und auch Holz zerkleinern konnte, ausgestattet waren. Ein kleiner Ofen zum Einheizen durfte auch nicht fehlen.

Beim Brotgetreidemahlen musste intensiv aufgepasst werden, in der Nacht genauso wie bei Tag. Es musste immer wieder aufgeschüttet werden in den „Gossen“. Damit der Müller dazwischen ein wenig schlafen konnte, wurde eine Glocke montiert. Diese fing an zu läuten, wenn der Gossen leer wurde. Dann musste neuerlich aufgeschüttet werden, so oft, bis das Mehl von der Schale heraußen war. Beim letzten Mahlvorgang war das Mehl schon sehr dunkel und wurde je nach der zur Verfügung stehenden Menge an Getreide entweder zum Backen verwendet oder sonst an die Schweine verfüttert. Auf diese Weise wurde auf der betriebseigenen Mühle nicht nur Roggen für Brot sondern auch Weizen für Weißbrot und Mehl zum Kochen vermahlen. Dazu kamen auch noch Hafer und Gerste zu Futterzwecken, für Rinder als Kraftfutter und als Zusatz zu den Erdäpfeln bei der Schweinemast.

Der eigentliche Grund, warum wir gern mitgingen, war jener: Großvater bekam eine Kanne Kaffee und Brot mit, zur Jause in der Nacht. Brot und Kaffee gab's deswegen, weil, wie schon erwähnt, beim Brotgetreidemahlen nachts zum Nachschüttten so oft aufgestanden werden musste. So um Mitternacht herum machte Großvater den Kaffee auf dem kleinen Eisenöferl, welches auch das Mühlstüberl erwärmte, heiß, brockte Brot ein und da durften wir in der Nacht mit ihm mitessen. Das war für uns etwas ganz Besonderes, denn Kaffee gab's ja höchstens sonntags und auch da nicht immer. Obwohl damals ganz einfach gekocht wurde, wuchsen wir Kinder alle gesund auf und brauchten nie Hunger leiden. Das danke ich meinen Großeltern und Eltern, solange ich lebe.

Als Kind kam ich mit meinem Großvater auch manchmal beim alten Totengräber Pfeifenberger vorbei. Fast jedes Mal am Allerheiligenstag waren wir dort. Er wohnte mit seiner Frau und den Kindern in einem ganz kleinen, alten, bescheidenen Holzhäuschen. Weil Großvater am Vormittag den Gottesdienst nicht ausließ und am Nachmittag um zwei Uhr die Gräbersegnung auch mitfeiern wollte, war es